



Demokratie muss Schule machen

Lothar Krappmann, Christian Petry (Hrsg.), **Worauf Kinder und Jugendliche ein Recht haben**, Kinderrechte, Demokratie und Schule: ein Manifest

304 Seiten, Debus Pädagogik Verlag, Schwalbach 2016, 29,90 Euro

Nach der Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen, die in Deutschland seit 1992 geltendes Recht ist, stehen jedem Kind die „Vorbereitung auf ein verantwortungsbewusstes Leben“ und die „Förderung seiner Entwicklung in größtmöglichem Umfang“ zu. Kaum einer dürfte diesen grundsätzlichen Maximen widersprechen. Aber kaum einer begreift sie so konkret als Aufforderung für eine Reform unserer Schulen wie der Soziologe Lothar Krappmann, der bis 2001 am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung tätig war. Nun hat er, zusammen mit dem Lehrer und Geschäftsführer der Stiftungs- und Fördergemeinschaft Modellprojekte, Christian Petry, ein Buch herausgebracht, welches er selbst als „Manifest“ bezeichnet, Kinderrechte und Demokratie in der Schule wirklich zu verankern.

In einem 40-seitigen Plädoyer – dem eigentlichen Manifest – belegt Krappmann anfangs sehr temperamentvoll, dass die Kinderrechtskonvention als Richtschnur für Reformen der Institution Schule durchaus praxistauglich ist. „Dass Kinder eine ihren Grundrechten und ihrer Lebensplanung und -gestaltung angemessene Leistung von der Schule einfordern können, geht bereits daraus hervor, dass sie alle ohne Ausnahme der Schulpflicht unterworfen sind“, so Krappmann.

Heranwachsende müssten dort von Erwachsenen, mit denen sie eine Beziehung gegenseitigen Respekts verbindet, und im Team mit Gleichaltrigen, mit denen sie nicht allein aus Praktikabilitätsgründen in

Lerngruppen zusammengefasst werden, Fähigkeiten für eine Zukunft entwickeln, deren Gestalt noch ungewiss ist. Zugleich müssten sie lernen, Teil unserer demokratischen Gesellschaft zu werden.

Lothar Krappmann genügt es nicht, wenn Schülerinnen und Schüler allein tradierte Sachinformationen übermittelt bekommen und ihr Recht sich auf den Schutz vor vielerlei Gefahren beschränkt. Wie man ein guter Mitmensch und engagierter Bürger sein kann, darf aus seiner Sicht nicht allein in Nebenfächern wie Politische Bildung und Religion behandelt, sondern muss – ergänzend zur Familie – im sozialen Raum Schule erfahren werden. Kinder bräuchten dort generell eine „Kultur des Aufwachsens“, die von Anerkennung, Gehör, Meinungsfreiheit und Mitverantwortung geprägt ist.

Vor allem bei wichtigen Entscheidungen dürfe die Meinung der Kinder nicht übergangen werden: „Schulinnenpolitisch“ sollten Klassenräte und Schülerparlamente gestärkt werden, „schulaußenpolitisch“ bedürfe es einer Öffnung der Schulen gegenüber dem Gemeinwesen. Selbstverständlich müssten Heranwachsende vieles noch lernen, deshalb haben sie auch ein Recht darauf, dass Erwachsene sie an ihrem Erfahrungsvorsprung teilhaben lassen.

Im größeren Teil des Buchs zeigen namhafte Bildungsexperten, engagierte Lehrer, Wissenschaftler und Stiftungsmitarbeiter zunächst, was in vielen Schulen heute im Argen liegt. In den folgenden Kapiteln erläutern sie, welche pädagogischen

Aufgaben zu bearbeiten sind, wo man praktisch ansetzen kann und wie Partnerschaften in die Gesellschaft hinein für die Entwicklung einer kindergerechten Schule von Nutzen sind.

So sieht Wolfgang Edelstein, wie Krappmann Emeritus des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, das „rigide Gerüst eines kleinschrittigen Stundenplans mit Segmenten von jeweils 45 Minuten“ als prinzipielles Hindernis für soziale Lernprozesse. Vor allem aber prangert er die frühe Selektion nach der 4. Grundschulklasse als Verletzung des Kindeswohls an. Der Psychologe Hacı-Halil Uslucan von der Universität Duisburg-Essen plädiert dafür, das Kapital der Mehrsprachigkeit nicht zu verschenken und auch Schülern mit (noch) schlechten Deutschkenntnissen verantwortungsvolle Aufgaben zu übertragen – um die Grundschule endlich als Übungsfeld gelingender Integration für Kinder mit einer Zuwanderungsgeschichte zu nutzen.

In einem sehr inspirierenden Vorwort arbeitet zuvor Gesine Schwan heraus, dass Kinderrechte alles andere als harmlos sind. In ihren Augen beinhalten sie vor allem ein Recht auf Nonkonformismus, auf eigenständiges Denken und damit auf eine Erziehung, die aus Kindern mehr als „marktkonforme Subjekte“ macht. So gesehen sind Kinderrechte geradezu subversiv: Es steht Kindern und Jugendlichen zu, in der Schule das Rüstzeug für die Gestaltung dessen zu bekommen, was die antiken Philosophen als gutes Leben bezeichneten.

Adelheid Müller-Lissner



Der Affe mit dem Wahnsinnsgen

Elizabeth Kolbert, **Das sechste Sterben**, Wie der Mensch Naturgeschichte schreibt

312 Seiten, Suhrkamp Verlag, Berlin 2015, 24,95 Euro

Die Essenz des Weißwangen-Kleidervogels passt in ein kleines Plastikröhrchen. Die letzten Zellen, die von dieser wohl im Jahr 2004 ausgestorbenen Art noch existieren, lagern bei minus 195 Grad Celsius im „Frozen Zoo“ nördlich von San Diego. Von den meisten anderen der rund tausend Spezies, die dort ebenfalls konserviert sind, gibt es zurzeit noch lebende Vertreter – möglicherweise aber nicht mehr lange.

In jüngster Zeit ist die Aussterberate von Pflanzen und Tieren sprunghaft angestiegen. Experten schließen daraus, dass wir uns bereits mitten in einem Massenaussterben befinden – dem sechsten in der Geschichte unseres Planeten. Doch anders als bei den fünf großen Sterben der Vergangenheit ist der derzeitige Artenschwund nicht die Folge von Naturereignissen wie Eiszeiten, Vulkanausbrüchen oder Meteoriteneinschlägen. Diesmal ist er menschengemacht.

Von der derzeitigen Zerstörung der Biosphäre und der Rolle, die der Mensch dabei spielt, handelt das Buch der Wissenschaftsjournalistin Elizabeth Kolbert. Die Autorin schrieb früher für die New York Times, seit 1999 arbeitet sie für das Magazin THE NEW YORKER. Das *Sechste Sterben* wurde im vergangenen Jahr mit dem Pulitzerpreis in der Kategorie Sachbuch ausgezeichnet.

Den ersten Teil ihres Werks widmet Kolbert vor allem den großen Aussterbereignissen der Vergangenheit und der Geschichte ihrer Erforschung. Den größten Kahlschlag in der Lebewelt verursachte dabei nicht der Meteorit, der gegen Ende der

Kreidezeit vor etwa 65 Millionen Jahren den Dinosauriern den Garaus machte. Viel verheerender war das Artensterben am Ende des Perms vor rund 250 Millionen Jahren, bei dem beinahe alles vielzellige Leben ausgelöscht worden wäre. Ursache war wahrscheinlich ein Klimawandel. Kolbert erzählt auch von dem französischen Naturforscher Georges Cuvier, der Mitte des 18. Jahrhunderts anhand von Fossilien als Erster überhaupt erkannte, dass Arten aussterben können und dass es eine Welt gab, „die der unseren vorherging“.

Im zweiten Teil des Buchs wendet sich Elizabeth Kolbert dem aktuellen Geschehen zu. Dazu reist sie zu den Schauplätzen des Artensterbens und begleitet Forscher bei der Freilandarbeit. Zunächst geht es nach Panama, wo Zoologen dem rätselhaften Amphibiensterben auf der Spur sind. Der kleine, goldgelbe Stummelfußfrosch gilt dort als Glücksbringer, und sein Konterfei war schon auf Lotterielosen zu finden.

Dabei hat das kleine Tier selbst ein schlechtes Los gezogen: Es überlebt nur noch in den desinfizierten Terrarien eines Artenschutzzentrums, in der Natur ist es vor Kurzem ausgestorben. Schuld ist der pathogene Chytridpilz, welcher sich im Schlepptau des Menschen rund um den Globus ausgebreitet hat und Amphibien zu der am stärksten bedrohten Wirbeltiergruppe der Welt macht.

Auf der Suche nach Hinweisen für das sechste Sterben und seine Ursachen unternimmt die Autorin weite Reisen – nach Island und Italien, nach Peru und Australi-

en. Doch auch gleich vor ihrer eigenen Haustür in der Nähe der US-Stadt Albany wird Kolbert fündig: In einer Höhle stößt sie gemeinsam mit Wildbiologen auf Tausende von Fledermauskadavern. Diese weisen Spuren des Weißnasen-Syndroms auf, einer tödlichen Krankheit, die ebenfalls von einem eingeschleppten Pilz verursacht wird.

Nicht zuletzt stattet Kolbert auch dem Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig einen Besuch ab. Zwar vermutet sie dort keinen Hotspot des Artensterbens, doch hat Institutsdirektor Svante Pääbo vielleicht eine Erklärung dafür parat, was *Homo sapiens* so ungemein erfolgreich und expansionsfreudig macht. Möglicherweise, so Pääbo, sei es nur „irgendeine ungewöhnliche Mutation“, die es erlaubt hat, dass Menschen das gesamte Ökosystem der Erde auf den Kopf stellen. Mittels Genomanalyse ist der Paläogenetiker dem „Wahnsinnsgen“ auf der Spur.

Über das Thema Artensterben ist viel geschrieben worden, trotzdem stellen sich beim Lesen von Kolberts Buch keine Ermüdungserscheinungen ein. Mit ihrer Mischung aus Reportage, Erzählung und sachlicher Hintergrundinformation schafft es die Autorin, das Thema fesselnd zu verpacken und gleichzeitig eine Fülle von Information zu vermitteln. Sie schreibt nüchtern, klar und verständlich, teils mit trockenem Humor und ohne zu belehren – was das Buch umso eindringlicher macht.

Elke Maier



Vom freien Willen

Julian Baggini, **Ich denke, also will ich**, Eine Philosophie des freien Willens

272 Seiten, dtv, München 2016, 20 Euro

Einer der größten und schönsten Streits zwischen verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen ist seit vielen Jahren jener um die menschliche Willensfreiheit. Stark vereinfacht sehen die zwei oppositionellen Lager so aus: Das eine geht davon aus, dass der Mensch durchaus freie Entscheidungen treffen kann, oftmals aufgrund eines komplexen Zusammenspiels von Reflexionen, Moral und manchmal auch dem Meta-physischen. Vertreter des anderen Lagers finden, wir Menschen sind von Grund auf determiniert, weil jede unserer Handlungen physische Ursachen in Gehirn und Körper hat.

In die äußerst leidenschaftlich geführte Diskussion rund um die Willensfreiheit schaltet sich nun der britische Philosoph Julian Baggini mit seinem aktuellen Buch *Ich denke, also will ich* ein. Für den Autor geht es beim freien Willen zunächst nicht um etwas Absolutes. Stattdessen präsentiert er den freien Willen als graduell. Das hängt auch damit zusammen, dass Baggini davon ausgeht, dass das Konzept eines freien Willens durchaus mit den Ergebnissen der Naturwissenschaften vereinbar ist. Denn auch für ihn als Philosophen sei klar, dass die Willensfreiheit natürlich in einer Bezie-

hung zu neuronalen Ereignissen, der Genetik und den Umwelteinflüssen steht.

Der freie Wille äußere sich vor allem als „freie Wahl“ im Sinne einer bewussten Wahl oder einer Wahl, „die jederzeit hätte auch anders ausfallen können“. Frei sein heiße außerdem, „dass unsere Entscheidungen, Handlungen, Überzeugungen und Werte unsere eigenen sind“. Es sei aber gerade „nicht das Vermögen [...], sein Leben und seine Entscheidungen von einem absoluten Nullpunkt aus ständig neu zu setzen“. Als ein Beispiel bringt Baggini den Heiratsantrag: In der Entscheidung für oder gegen den Antrag seien wir aufgrund unserer komplexen Wertvorstellungen und individuellen Prägungen nicht völlig frei, aber wir würden sie im Normalfall frei von Zwang treffen.

Julian Baggini will darüber hinaus zeigen, dass eine „absolute Verantwortlichkeit“ und der aktuelle Begriff der Freiheit, „die immer und überall die Wahl haben“ wolle, nicht erstrebenswert sind. Die „reale Freiheit“ sei wertvoll genug – und könne überhaupt nur in Verbindung mit politischer Freiheit Entfaltung erfahren. Baggini beleuchtet damit einen wichtigen Aspekt, der in der Debatte um die Willensfreiheit bislang eher nachrangig ist: Nicht

nur, dass wir in freien politischen Strukturen unseren freien Willen frei ausüben können; auch fördert politische Freiheit erst die Fähigkeit zum kritischen Denken.

In diesem Punkt ist Bagginis Studie wirklich innovativ und relevant. Auch sein Insistieren darauf, dass wir den Menschen als komplexes Wesen sehen, das eben nicht abgekoppelt durch sein Gehirn, seine körperlichen Prozesse oder seinen Geist gesteuert wird, ist ein durchaus attraktiver Debattenbeitrag. Sein genereller Versuch hingegen, auf eine Art Überwindung beider Diskussionspole – Determinismus und absolute Willensfreiheit – hinzuwirken, erscheint insgesamt eher schwammig.

Klar ist Bagginis Wissenschaftskritik. So lässt er sich unter anderem über die Methodik und das Forschungsinteresse der Neurowissenschaftler/innen aus: „Wenn Sie nach neuronalen Ursachen von Handlungen suchen, dann werden Sie auch nichts anderes finden als neuronale Ursachen.“ Aber auch an der eigenen Disziplin, insbesondere an der analytischen Philosophie, hat Baggini einiges auszusetzen. Vor allem ruft er grundsätzlich zu einer größeren geistigen Beweglichkeit in der Debatte über (Willens-)Freiheit auf.

Anne-Kathrin Weber

Weitere Empfehlungen

- Fred Pearce, **Die neuen Wilden**, Wie es mit fremden Tieren und Pflanzen gelingt, die Natur zu retten, 320 Seiten, Oekom Verlag, München 2016, 22,95 Euro
- Marc-Denis Weitze, Wolfgang M. Heckl, **Wissenschaftskommunikation**, Schlüsselideen, Akteure, Fallbeispiele, 308 Seiten, Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg 2016, 14,99 Euro